

HEYNE <

ZUM BUCH

Kopenhagen, 2009. Die Vorbereitungen auf den Klimagipfel laufen auf Hochtouren, als eine dringende Sicherheitswarnung bei der dänischen Polizei eingeht. Mysteriöse Todesfälle, die im Abstand von sieben Tagen an verschiedenen Orten der Welt gemeldet wurden, geben Anlass zur Sorge. Die Todesursache ist nicht zu ermitteln, doch es scheint eine Verbindung zwischen den Opfern zu geben: Ein blutiges Mal überzieht den Rücken der Toten. Interpol steht vor einem Rätsel, allerdings gibt es einen Hinweis, der nach Dänemark führt. Niels Bentzon, Kommissar bei der Kopenhagener Polizei, wird auf den Fall angesetzt. Ihm zur Seite steht die Physikerin Hannah Lund, die mit mathematischem Sachverstand zu Werke geht. Gemeinsam tragen sie Puzzleteilchen um Puzzleteilchen zusammen. Was sie schließlich zu Tage fördern, übersteigt zunächst ihre Vorstellungskraft – bis sie gewahr werden, dass es um ihr Leben geht.

»Mit ›Die Auserwählten‹ haben die Dänen eines der spektakulärsten Bücher des Genres seit Langem geschrieben. (...) Neben dem Inhalt – das Buch kommt weitgehend ohne Action und blutige Brutalität aus – hat die Sprache daran einen guten Anteil: Klar, schlank, unaufgeregt und immer fesselnd formulieren die Dänen, immer im Dienst des Plots, der in ein buchstäblich unfassbar gutes Finale mündet.« *Hamburger Abendblatt*

ZU DEN AUTOREN

A. J. Kazinski ist das Pseudonym für das dänische Autorenduo Anders Rønnow Klarlund und Jacob Weinreich. Anders Rønnow Klarlund, Jahrgang 1971, arbeitet als Autor und Regisseur. Für seine Filme ist er bereits mehrfach ausgezeichnet worden. Jacob Weinreich, 1972 in Århus geboren, ist Drehbuch- und Romanautor. Die Auserwählten ist ihr erster gemeinsamer Roman.

A. J. KAZINSKI

DIE AUSERWÄHLTEN

THRILLER

Aus dem Dänischen
von Günther Frauenlob

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
DEN SIDSTE GODE MAND bei Politikens Forlag, Kopenhagen



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 01/2013

Copyright © 2010 by A.J.Kazinski

und JP/Politikens Forlagshus A/S 2010

Copyright © 2011 der deutschen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2013

Umschlaggestaltung und Motiv:

© Eisele Grafik Design, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40907-1

www.heyne.de

Zwei Hinweise für die Leser

Der im Roman angesprochene Mythos von den sechsunddreißig Gerechten stammt aus dem jüdischen Talmud – einer Sammlung religiöser Schriften, die in Israel und Babylonien niedergeschrieben wurden. Dem Glauben nach handelt es sich um eine direkte Überlieferung der Worte Gottes an Moses. Gott sagte darin unter anderem, dass es auf der Erde zu jeder Zeit sechsunddreißig Gerechte geben wird, die uns beschützen. Ohne diese Menschen würde die Welt untergehen.

Die sechsunddreißig Gerechten wissen selbst nicht, dass sie ausgewählt sind.

Am 11. September 2008 fand im UN-Hauptquartier in New York unter Leitung von Dr. Sam Parnia die weltgrößte wissenschaftliche Konferenz über Nahtoderlebnisse statt. Es ging um die steigende Anzahl von Nahtoderlebnissen, die jedes Jahr überall auf der Welt dokumentiert wird. Berichte von Menschen, die wiederbelebt wurden und anschließend über die unglaublichsten Phänomene berichteten – Phänomene, die die Wissenschaftler nicht erklären können.

Teil I

Das Buch der Toten

*Ach Erde, bedecke mein Blut nicht!
Und mein Geschrei finde keine Ruhestätte!*

HIOB 16/18

Fortwährend sterben Menschen, und dies oft in Krankenhäusern. Deshalb war der Plan ebenso genial wie einfach, ja geradezu banal:

Die Nahtoderlebnisse, von denen die Ärzte berichteten, sollten bereits in den chirurgischen Ambulanzen und Krankenzimmern verifiziert werden. Denn das, was die Menschen erzählten, die für klinisch tot erklärt worden waren, deren Atem stillgestanden hatte und deren Herzen nicht mehr geschlagen hatten, ergab ein Muster: Die Menschen berichteten, nach oben geschwebt zu sein bis an die Decken der Räume, in denen sie lagen, und sich selbst von oben betrachtet zu haben. Oft konnten sie Details beschreiben, die das Hirn unmöglich in seinem letzten Todesrausch erdichtet haben konnte: Zum Beispiel, dass ein Arzt eine Vase umgeworfen hatte, was gesprochen worden war oder wer ins Zimmer gekommen und wieder gegangen war – mit den exakten Uhrzeiten. Einige wussten sogar, was in den benachbarten Räumen geschehen war. Trotzdem hatten diese Äußerungen vor der Wissenschaft keinen Bestand, weshalb jetzt endlich Klarheit geschaffen werden sollte.

Genutzt werden sollten Krankenzimmer, Intensivstationen und Ambulanzen – die Räumlichkeiten also, in denen die meisten Wiederbelebungsversuche stattfanden. Als Teil einer weltweiten Untersuchung installierte man oben unter der Decke

kleine Regale, auf die man Bilder legte, Illustrationen, die mit der Frontseite nach oben zeigten und von unten unmöglich zu sehen waren. Nur wer an der Decke schwebte, konnte die Motive dieser Bilder erkennen.

Die Ärzte hatten sich über den Plan amüsiert, sich aber nicht zur Wehr gesetzt. Ihre einzige Bedingung lautete, dass das Krankenhaus nicht für die Kosten der Regale aufkommen musste.

Agnes Davidsen war Mitarbeiterin der dänischen Forschungsgruppe. An dem Tag, an dem die Regale im Rigshospital in Kopenhagen montiert wurden, war Agnes persönlich anwesend. Sie hielt sogar die Leiter, als der Monteur mit dem versiegelten Umschlag nach oben stieg, und löschte das Licht, als das Siegel gebrochen und die Zeichnung oben auf dem Regalbrett platziert wurde. Nur die Leitung der Forschungsgruppe wusste, was die Zeichnung darstellte. Niemand sonst. Im Hintergrund lief ein Fernseher. Es ging um die Vorbereitungen für die Klimakonferenz in Kopenhagen. Der französische Präsident, Nicolas Sarkozy, verkündete, Europa würde es nicht akzeptieren, wenn die Temperatur auf der Erde um mehr als zwei Grad steigen würde. Agnes schüttelte den Kopf und half, die Leiter zusammenzuklappen. So klingt das vollkommen verrückt, dachte sie. *Nicht akzeptieren.* Als könnten wir Menschen die Temperatur auf der Erde wie mit einem Thermostat rauf oder runter drehen.

Sie bedankte sich beim Monteur und warf einen letzten Blick auf das Regalbrett unter der Decke. Jetzt brauchten sie nur noch darauf zu warten, dass das Krankenhaus anrief und ihnen mitteilte, dass in diesem Zimmer jemand gestorben und dann wieder zurückgekommen war.

1.

Yonghegong-Tempel, Peking – China

Es war nicht das Beben der Erde, das ihn weckte. Daran hatte er sich gewöhnt – die Metro fuhr direkt unter dem Yonghegong-Tempel hindurch und drohte unablässig damit, den dreihundertfünfzig Jahre alten Tempelkomplex inmitten der chinesischen Hauptstadt zum Einsturz zu bringen. Der Mönch war aufgewacht, weil sich jemand oder etwas im Schlaf über ihn gebeugt und ihn beobachtet hatte. Dessen war er sich sicher.

Ling richtete sich im Bett auf und sah sich um. Die Sonne ging gerade unter, die Schmerzen hatten ihn früh ins Bett gezwungen.

»Ist da jemand?« Das unerbittliche Pochen in seinem Inneren zirkulierte, so dass er nicht wusste, wo das Übel steckte. War es im Rücken, im Bauch oder in der Brust? Unten auf dem Tempelplatz hörte er die jungen Mönche reden, und die letzten, westlichen Touristen schienen gerade den Gebäudekomplex zu verlassen.

Ling trotzte den Schmerzen und stand auf. Noch immer hatte er das Gefühl, dass sich jemand im Raum befand. Es war aber niemand zu sehen. Er konnte seine Sandalen nicht finden und wankte auf nackten Füßen über den steinernen Boden. Es war kalt. Vielleicht liegt es an der Durchblutung, dachte er, vielleicht ist eine Arterie verstopft. Er bekam kaum Luft. Seine Zunge war geschwollen, und er schwankte. Für einen Moment hätte er beinahe das Gleichgewicht verloren, aber er durfte

nicht stürzen. Das wusste er nur zu gut. Ging er jetzt zu Boden, stand er nie wieder auf. Er holte tief Luft und ertrug das Brennen in Luftröhre und Lungen.

»Hilfe«, versuchte er zu rufen. Aber seine Stimme war zu schwach. Niemand hörte ihn. »Hilfe!«

Ling trat auf einen schmalen, feuchten Flur und ging von dort in einen angrenzenden Raum. Orangefarbenes Sonnenlicht drang zaghaft durch das Dachfenster. Er musterte seinen Körper. Es war nichts zu sehen. Arme, Bauch und Brust sahen ganz normal aus. Plötzlich wurde ihm schwarz vor Augen, so dass er für einen Moment die Lider schloss, den Kampf aufgab und in eine Finsternis aus grenzenlosem Unbehagen abtauchte. Dann, als die Schmerzen abebbten, verspürte er plötzlich Ruhe. Sie kamen stoßweise, und jede Attacke überstieg die vorangegangene. Jetzt wurde ihm wieder eine Atempause gegönnt.

Mit zitternden Händen öffnete er die Schublade und schob seine Finger tastend hinein. Endlich fand er, wonach er suchte: einen kleinen, verzierten Taschenspiegel. Er betrachtete sich und sah ein Gesicht voller Furcht. Ling schob seinen Umhang etwas hoch und hielt den Spiegel nach hinten, so dass er einen Blick auf seinen Rücken werfen konnte. Ihm verschlug es den Atem.

»Mein Gott«, flüsterte er und ließ den Spiegel fallen. »Was ist denn das?«

Die einzige Antwort, die er erhielt, war das Klirren des Spiegels, der am Boden zerbrach.

Das altmodische Münztelefon an der Wand sah ganz und gar nicht wie ein rettender Engel aus, aber es war seine einzige Chance. Er schleppte sich zu dem Apparat. Erneut übermannete ihn der Schmerz und zwang ihn innezuhalten. Er schien kein Ende nehmen zu wollen, fühlte sich wie eine Ewigkeit an. Ling öffnete die Augen und starrte auf das Telefon, gegen

dessen Installation er sich seinerzeit mit all seiner Kraft zur Wehr gesetzt hatte. Die Behörden hatten sich aber mit Rücksicht auf die Touristen durchgesetzt – sollte jemandem etwas zustoßen, musste Hilfe herbeigerufen werden können. Aus dem gleichen Grund stand auch die Nummer des Rettungsdienstes mit großen Ziffern neben einer Schale mit Münzen an der Wand. Ling streckte den Arm aus und versuchte, die Schale zu erreichen, doch seine Finger mussten sie loslassen, als er erneut das Gleichgewicht verlor und sich an der Wand abstützen musste. Scherben und Münzen am Boden. Sollte es wirklich eine seiner letzten Handlungen auf dieser Erde sein, sich nach den kleinen, glänzenden Münzen zu bücken, denen zu entsagen er fast sein ganzes Leben gewidmet hatte? Aber er wollte nicht sterben, noch nicht, und hob deshalb mit zitternden Fingern eine Münze auf, steckte sie ins Telefon und wählte die drei Ziffern, die an der Wand geschrieben standen. Dann wartete er.

»Komm schon, komm schon«, flüsterte er mühevoll.

Endlich meldete sich eine Frauenstimme: »Rettungszentrale!«

»Sie müssen mir helfen!«

»Um was geht es? Von wo aus rufen Sie an?«

Die Stimme klang ruhig und gefasst. Fast mechanisch.

»Ich brenne. Ich ...«

Ling verstummte und sah sich um. Da war doch jemand, er war sich ganz sicher. Jemand beobachtete ihn. Er rieb sich die Augen, doch es nützte nichts, er konnte niemanden sehen. Wer sollte ihm so etwas antun?

»Ich muss wissen, wo Sie sind«, sagte die Frau.

»Helfen Sie mir ...« Bei jedem Wort, das über seine Lippen kam, schoss ein stechender Schmerz von seinem Rücken durch seine Brust in den Mund bis in die geschwollene Zunge.

Die Frau unterbrach ihn freundlich, aber bestimmt. »Wie lautet Ihr Name?«

»Ling. Ling Cedong, ich ... Helfen Sie mir! Meine Haut ... sie brennt!«

»Herr Cedong ...« Sie war jetzt ungeduldig. »Wo befinden Sie sich?«

»Helfen Sie mir!«

Er hielt abrupt inne. Etwas in ihm schien völlig unvermittelt zusammenzubrechen. Als würde die Welt um ihn herum einen Schritt zurücktreten und ihn in einem Zustand der Unwirklichkeit zurücklassen. Die Geräusche verhallten. Das vereinzelt Lachen auf dem Tempelplatz. Und die Stimme im Hörer. Die Zeit stand still. Plötzlich war er in einer neuen Welt. Oder auf der Schwelle zu einer solchen. Aus seiner Nase rann Blut.

»Was geht hier vor?«, flüsterte er. »Es ist so still.«

Im gleichen Moment ließ er den Hörer los.

»Hallo!«, tönte die mechanische Stimme. »Hallo?«

Aber Ling hörte sie nicht mehr. Er taumelte ein paar Schritte Richtung Fenster und sah die drei Gläser, die auf der Fensterbank standen. In einem war Wasser – vielleicht half das ja. Er streckte seine Hand danach aus, bekam es aber nicht richtig zu fassen. Stattdessen fiel es in die Tiefe und zersplitterte auf den Steinen.

Die Mönche unten auf dem Platz blickten nach oben. Ling versuchte, ihnen ein Zeichen zu geben. Er sah, dass ihre Mäuler sich bewegten, hörte aber nichts.

Dann spürte und schmeckte Ling plötzlich das Blut, das aus seiner Nase lief.

»Mein guter Gott«, stöhnte er. »Was geschieht mit mir?«

Für einen Moment hatte er das Gefühl, weggewischt zu werden. Als würde er reduziert zu einem Puzzlesteinchen im Traum eines anderen Menschen, der jetzt, in diesem Augenblick erwachte. Er konnte sich dagegen nicht zur Wehr setzen. Die Geräusche um ihn herum waren verstummt. Er stürzte. Landete auf dem Rücken und blickte nach oben. Um ihn herum war es

vollkommen still. Er lächelte und streckte einen Arm aus. Dort, wo noch vor einem Augenblick die Zimmerdecke gewesen war, hatte er nun freien Blick in einen Himmel, an dem die ersten, noch schwachen Sterne sichtbar wurden.

»Es ist so still«, murmelte er. »Die Venus. Und die Milchstraße.«

Die anderen Mönche stürmten in sein Zimmer und beugten sich über ihn. Aber Ling sah sie nicht. Seine ausgestreckte Hand fiel kraftlos zu Boden. Er hatte ein Lächeln auf den Lippen.

»Er hat versucht anzurufen.« Einer der Mönche hielt den Hörer in der Hand. »Die Rettungszentrale.«

»Ling!« Der jüngste der anderen Mönche versuchte ihn anzusprechen. »Ling! Kannst du mich hören?«

Keine Antwort. Der junge Mönch sah zu den anderen auf. »Er ist tot.«

Alle schwiegen mit gesenktem Kopf. Einige hatten Tränen in den Augen. Dann brach der älteste Mönch das Schweigen: »Hol den Lopön, uns bleibt nicht viel Zeit.«

Jemand wollte den Jungen schicken, aber der ältere hielt ihn auf. »Nein, hol du ihn. Der Junge hat so etwas noch nie erlebt. Er soll hierbleiben.«

Als ein anderer Mönch sich auf den Weg machte, sah der Junge den älteren an.

»Was passiert jetzt?«, fragte er ängstlich.

»Phowa. Wir müssen das Bewusstsein übertragen. Gleich kommt der Lopön.«

»Phowa?«

»Phowa hilft dem Bewusstsein auf den Weg. Durch den Körper und dann durch den Kopf nach draußen. Wir haben nur ein paar Minuten.«

»Was passiert, wenn wir es nicht schaffen?«

»Wir schaffen es. Der Lopön ist schnell. Kommt, helft mir. Er kann da nicht liegen bleiben.«

Niemand reagierte.

»Packt an.« Der Junge und zwei andere Mönche nahmen Lings Beine.

Sie hoben ihn hoch und legten ihn seitlich aufs Bett. Als der älteste ihn auf den Rücken legen wollte, erblickte er etwas.

»Was ist das?«, fragte er.

Die anderen kamen näher.

»Seht doch, da, auf seinem Rücken.«

Alle beugten sich über den toten Mönch.

»Was ist das?«, fragte der Junge.

Keiner antwortete ihm. Sie standen nur schweigend da und starrten auf das seltsame Zeichen, das auf Lings Rücken zum Vorschein gekommen war. Es reichte von Schulter zu Schulter und herab bis zur Mitte des Rückens. Wie eine Tätowierung oder ein Brandzeichen.

Als hätte ein Feuer auf seinem Rücken gebrannt.

2.

Suvarna Hospital, Mumbai – Indien

Giuseppe Locatelli hatte die Mail mit der seltsamen Bitte vor drei Tagen erhalten. Er sollte die Leiche eines kürzlich verstorbenen indischen Wirtschaftswissenschaftlers in Augenschein nehmen. Giuseppe hatte nicht wirklich Lust dazu, aber er brannte darauf, Indien zu verlassen, und hoffte, dass ein pflichtbewusster, erfolgreicher Einsatz ein Sprungbrett für eine bessere Stellung in einer anderen italienischen Botschaft sein konnte. Vielleicht in den USA. Davon träumte er. Washington oder das Konsulat in New York, in dem man sich mit allem beschäftigte, was mit den Vereinten Nationen zu tun hatte. Aber im Grunde war ihm alles lieber als diese stinkenden Straßen. Deshalb hatte er nicht gezögert, dieser seltsamen Bitte nachzukommen.

Die Fahrt war lang und beschwerlich. Trotz des frühen Morgens kam das Taxi in dem Gewimmel des Elendsviertels nur langsam voran. Giuseppe hatte bereits während seiner ersten Woche in Indien gelernt, dass man die Armen nicht ansehen durfte. Man durfte ihnen nicht in die Augen blicken – sonst hatte man wie jeder Neuankömmling eine Traube bettelnder Kinder im Schlepptau. Richtete man seinen Blick stattdessen stur geradeaus und blieb eiskalt, ließen sie einen in Ruhe. War man in Indien unterwegs, kam es darauf an, die Armut zu verdrängen, weinen durfte man erst, wenn man wieder allein war. Sonst wurde man bei lebendigem Leib gehäutet.

Das Taxi hielt an.

»Suvarna Hospital, Sir.«

Giuseppe bezahlte und stieg aus dem Wagen. Vor dem Krankenhaus hatte sich eine Warteschlange gebildet. In diesem Land wartete man wirklich überall. Am Strand, bei der Polizei, vor jeder noch so kleinen Praxis, auch wenn es dort nur Pflaster und Mullbinden gab. Giuseppe schob sich durch die Wartenden, ohne einem einzigen in die Augen zu blicken.

Er sprach den Pförtner auf Englisch an. »Giuseppe Locatelli. Italienische Botschaft. Ich habe einen Termin mit Dr. Kahey.«

Dr. Kahey ließ sich den Arbeitsdruck nicht anmerken. Er machte einen ruhigen, gefassten Eindruck, während er über Italien sprach, über Sardinien, wo Giuseppe selbst noch nie gewesen war. Sie gingen über die Treppe nach unten zur Leichenhalle. Giuseppe kam nicht umhin, dem Arzt seine Bewunderung auszudrücken.

»All die Menschen da draußen, wie schaffen Sie das nur?«

»Die sind nicht da, um behandelt zu werden.« Dr. Kahey lächelte etwas amüsiert. »Immer mit der Ruhe.«

»Und warum dann?«

»Sie wollen ihm die letzte Ehre erweisen.«

»Ihm?«

Dr. Kahey sah Giuseppe Locatelli verwundert an. »Dem Mann, den auch Sie sehen wollen. Raj Bairoliya. Sind Ihnen etwa nicht die vielen Blumen aufgefallen?«

Giuseppe wurde rot. Ihm war gar nichts aufgefallen. Er hatte aus Furcht vor dem Augenkontakt mit einem Bettler starr nach vorne geschaut. Kahey sprach mit seinem charakteristischen, indischen Akzent weiter: »Bairoliya war einer der engsten Berater von Muhammad Yunus, dem Vater der Mikrokredite. Kennen Sie Mr Yunus?«

Giuseppe schüttelte den Kopf. Er hatte aber von den Mikro-

krediten gehört, dank derer Tausende und Abertausende von Menschen kleine Geschäfte hatten aufbauen können.

»Yunus ist 2006 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden«, sagte Dr. Kahey und zog die Leiche des Wirtschaftswissenschaftlers aus der Kühlung. »Man hätte diesen Preis aber ebenso gut auch Bairoliya geben können.«

Giuseppe nickte. Der Arzt nahm das Leichentuch zur Seite. Der Wissenschaftler sah friedlich aus. Seine Haut war aschgrau. Giuseppe räusperte sich und erklärte, dass er jetzt die italienischen Polizeibehörden unterrichten müsse, die ihn geschickt hatten.

»Sure, sure.«

Er wählte die Nummer. Der Hörer wurde sofort abgenommen.

»Tommaso di Barbara?«

»Si.«

»Giuseppe Locatelli. Chiamo dall'ambasciata a Nuova Delhi.«

»Si. Si!«

»Wie Sie mich gebeten hatten, stehe ich nun neben dem Leichnam von Raj Bairoliya.«

Die Stimme am Telefon klang erkältet und aufgeregt: »Sein Rücken. Können Sie seinen Rücken sehen?«

Giuseppe wandte sich an den Arzt, der beiseite getreten war, um eine Zigarette zu rauchen.

»Die italienischen Behörden fragen nach dem Rücken.«

»Ah, Sie wollen das Mal sehen.« Kahey zuckte mit den Schultern und legte die Zigarette so auf die Fensterbank, dass die Glut über den Rand ragte. »Vielleicht können die mir ja sagen, was das ist.« Er sah Giuseppe auffordernd an. »Sie werden mir helfen müssen.«

Giuseppe umklammerte unbeholfen den Hörer und wusste nicht, was er tun sollte.

»Wir müssen ihn umdrehen.«

»Rufen Sie zurück«, lautete die Order auf Italienisch, dann war die Leitung unterbrochen.

»Come on. Don't be afraid. He won't hurt anyone. On three! Ready?«

Dr. Kahey lächelte, als Giuseppe zufasste. »One, two, three!«

Die Leiche klatschte auf die Seite, und ihr Arm rutschte über die Kante. Giuseppe Locatelli starrte verwundert auf den Rücken des Toten. Ein Mal erstreckte sich von Schulter zu Schulter.

»What is it?«

3.

Polizia di Stato, Venedig – Italien

Tommaso di Barbara wartete schon den ganzen Tag auf den Anruf. Wieder und wieder hatte er das Telefon angestarrt, während die Grippe immer mehr von ihm Besitz ergriff. Und jetzt kam er im denkbar unpassendsten Moment. Tommaso hielt den Blick auf den Hörer gerichtet, als sein Chef ihn vorwurfsvoll ansah.

»Wissen Sie vielleicht etwas über dieses Päckchen?«, fragte er inquisitorisch. »Es kam mit der Diplomatenpost aus China und soll hier aus diesem Präsidium angefordert worden sein?«

Tommaso schwieg. Er fragte sich, was sein Chef, Commissario Morante, um diese Uhrzeit im Präsidium verloren hatte. Sonst tauchte er immer nur auf, wenn sich prominenter Besuch angekündigt hatte. Tommaso war nicht wohl in seiner Haut. Er hatte das Gefühl, dass seine Tage im Präsidium gezählt waren.

Sein Chef ließ nicht locker. »Wissen Sie wirklich nichts davon? Jemand hat die chinesischen Behörden über die offiziellen Kanäle aufgefordert, uns dieses Band zu schicken. Via Interpol. Ohne mich zu informieren.« Der Atem des Chefs roch nach Chianti und Knoblauch.

»Ich muss jetzt auf Streife«, antwortete Tommaso ausweichend, stand auf und flüchtete nach draußen in den Regen.

Die Brücke, die vom Präsidium zum Polizeiboot führte, war das Erste, was jeder prominente Gast der Stadt zu sehen bekam.

Nachdem sie vom Festland herübergefahren und von Commissario Morante in Empfang genommen worden waren, führte er sie immer durch das ehrwürdige Präsidium, ein altes Kloster, und dann über die Polizeibrücke zum Canal Grande. Doch in dieser Nacht hatten sie keine Gäste. Es regnete. Tommaso sprang ins Boot und wählte die Nummer des letzten, nicht angenommenen Anrufs.

»Hallo?«

»Hier ist noch einmal Tommaso di Barbara. Sind Sie noch vor Ort?«

»Ja. Ja!« Giuseppe Locatelli klang erregt.

Tommaso fluchte innerlich. Dieser verdammte Regen. Er verstand den Mann kaum. Er presste die andere Hand auf das freie Ohr und lauschte.

»Ich bin noch immer in der Leichenhalle.«

»Haben Sie ihn umgedreht?«

»Ja, das ist ...«

»Reden Sie lauter«, rief Tommaso. »Ich kann Sie nicht verstehen.«

»Er hat ein Mal auf dem Rücken. Das sieht vollkommen verrückt aus. Wie eine ...«

Tommaso unterbrach sein Schweigen. »Wie eine Tätowierung?«

»Ja.«

Flavio und der neue Kollege aus Puglia kamen durch den Regen angerannt. Sie bildeten gemeinsam mit Tommaso die nächtliche Streife.

»Können Sie mit Ihrem Handy auch Fotos machen?«, fragte Tommaso.

»Ja, ich habe aber auch eine Kamera mitgenommen. Sie hatten mich ja in der Mail darum gebeten.«

Tommaso dachte rasch nach. Deutete er die Laune seines Chefs richtig, war seine Zeit im Präsidium bald vorbei. Zu lang,

um auf Fotos zu warten, die auf dem Postweg aus Indien unterwegs waren.

»Machen Sie mit Ihrem Handy Fotos von seinem Rücken. Hören Sie mich? Es eilt. Machen Sie Gesamtaufnahmen von seinem Rücken, aber auch ein paar Nahaufnahmen – gehen Sie so dicht ran, wie die Optik es erlaubt.«

Flavio und der Neue öffneten die Tür und betraten das Steuerhaus des Bootes. Sie grüßten Tommaso, der ihnen zunickte.

»Haben Sie mich verstanden?«, fragte Tommaso.

»Ja«, antwortete Giuseppe.

»Und senden Sie mir die Bilder dann via MMS.«

Tommaso legte auf. Er fischte das Pillenglas aus seiner Hosentasche, würgte zwei Tabletten mit seinem Speichel hinunter und fragte sich, bei wem er sich angesteckt haben konnte. Vielleicht irgendjemand im Hospiz. Die Pfleger und Schwestern, die sich um seine Mutter kümmerten, waren ja unablässig in Kontakt mit Krankheiten. Der Gedanke an seine sterbende Mutter setzte ihm einen Stich. Er hatte ein schlechtes Gewissen.

Bahnhof Santa Lucia, Venedig

Sein Pass verriet, dass der Mann aus Guatemala kam. Es war der kleinste Pass, den Tommaso jemals gesehen hatte: nur ein kleinformatiges, gefaltetes Stück Pappe. Ohne Platz für zusätzliche Stempel oder Visa, lediglich eine Fotografie des Besitzers, der wie ein Indio aussah, und ein paar zweifelhafte Stempel von nicht minder zweifelhaften Behörden jenseits des Atlantiks.

»Poco, poco«, antwortete der Passinhaber auf Tommasos Frage, ob er Italienisch spreche.

»Französisch? Auch nicht?«

Der Mann sprach etwas Englisch, eine Sprache, die nicht gerade zu Tommasos Stärken zählte. Aber was das anging, war Tommaso in Italien in guter Gesellschaft. Nicht einmal sein

Englischlehrer in der Schule hatte Englisch gekonnt. Stattdessen hatte man Tommaso und seinen Mitschülern Französisch eingebläut. Tommaso hätte lieber Englisch gelernt, doch dafür war es jetzt wohl zu spät. »Ist man erst älter als fünfundzwanzig, lernt man nichts Neues mehr, dann ist es zu spät«, hatte sein Vater immer gesagt. »Und ist man erst über dreißig, sollte man sein eigener Arzt sein.« Tommasos Vater hatte Cannaregio in Venedig nie verlassen und war gestorben, weil er sich standhaft geweigert hatte, mit seinen Lungenproblemen zum Arzt zu gehen. Tommaso wusste es genau: Väter sollten weniger reden und keine klugen Ratschläge geben. Er wusste aber auch, dass er in vielerlei Hinsicht eine schlechte Kopie seines Vaters war.

Tommaso richtete sich auf und fing sein Spiegelbild im Fenster des Zuges ein. Normalerweise hätte ihm ein glatt rasiertes Gesicht mit markantem Kinn, forschendem Blick und grau melierten Haaren begegnen sollen, doch an diesem Abend sah er nur jemanden, der dringend zu Hause ins Bett gehörte. Tommaso war sich vollkommen im Klaren darüber, dass sein gutes Aussehen einer stabilen Beziehung immer im Weg gestanden hatte. Die Versuchungen waren einfach zu zahlreich gewesen. Auch wenn sich das in den letzten Jahren, er war jetzt Mitte vierzig, geändert hatte. Sein Aussehen hatte sich nicht wesentlich verändert, wohl aber die Menschen um ihn herum. Plötzlich waren alle verheiratet und genossen die Annehmlichkeiten der Ehe. Tommaso sagte sich beinahe täglich, dass er endlich eine Frau finden müsse. Doch an diesem Abend würde daraus nichts werden. Das wurde ihm klar, als sein Blick erneut seinem Spiegelbild begegnete.

»Grazie.« Tommaso nickte dem Mann aus Guatemala zu und trat auf den Bahnsteig.

Er prüfte sein Handy. Keine neuen Nachrichten, keine Bilder. Tommaso warf einen Blick auf die Bahnhofsuhr. Dienstag, 15. Dezember 2009, 01.18 Uhr. Er wusste, dass es manchmal

Minuten dauern konnte, manchmal aber auch Stunden, bevor eine in Asien abgeschickte Nachricht auf seinem Handy ankam. Die Nachrichtendienste verlangsamten die Übertragung, um kontrollieren zu können, was hin- und hergeschickt wurde. Auch die Gespräche wurden streng kontrolliert.

»Flavio.« Tommaso rief seinen Kollegen. »Flavio!«

Sie waren in dieser Nacht, die für sie vor gerade erst siebzehn Minuten begonnen hatte, zu dritt auf Streife. Noch immer regnete es. Schräg gegenüber des Präsidiums lag der Bahnhof, der häufig ihre erste Station war. Um halb zwei traf der Zug aus Triest ein, in dem oft illegale Einwanderer aus Osteuropa saßen, die ihr Glück im Westen suchten, um dann doch nur für einen Hungerlohn in irgendeiner schmutzigen Küche zu arbeiten.

Flavio trat aus dem Regen unter das schützende Stahldach des Bahnsteigs. Er musste fast schreien, damit Tommaso ihn trotz des Lärms verstehen konnte. »Wir lassen sie gehen.«

»Warum?«

»Selbstmord in Murano.«

»Selbstmord?«

»Oder Mord. Bei diesen Inseln kann man ja nie wissen.«

Flavio putzte sich mit drei geräuschvollen Schnaubern die Nase und steckte das Taschentuch wieder weg.

Tommaso warf noch einmal einen Blick auf sein Handy. Noch immer nichts aus Indien. *Habe ich Angst vor der Antwort?*, fragte er sich, als sie auf dem Weg zum Boot waren. Meistens hatte er mit seinen Vermutungen richtig gelegen. Er dachte an den Toten, der vor ein paar Monaten in Hanoi gefunden worden war. Auf die gleiche Weise gestorben. Mit dem gleichen Mal. Auch dieser Mann war ein Wohltäter gewesen.

Noch bevor Flavio das Boot auf dem Kanal gewendet hatte, bemerkte Tommaso das Licht im Büro seines Chefs. Tommaso

wusste nur zu gut, was das bedeutete: Commissario Morante hatte Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um herauszufinden, wer die chinesischen Behörden beauftragt hatte, das Päckchen zu schicken. Bald würde er es wissen. Commissario Morante war ein gründlicher Mann. Es würde ihm nicht entgehen, dass Tommaso via Interpol eine Warnung an eine ganze Reihe europäischer Polizeibehörden verschickt hatte. Unter anderem nach Kopenhagen.

4.

Kopenhagen – Dänemark

Eiskalte Stunden in Nordvest.

Der Regen trommelte in unerschütterlichem, monotonem Rhythmus auf das Dach des Streifenwagens. Die Tropfen waren schwerer geworden. Bald würde das Wasser über der Stadt kristallisieren und sich als weicher Schnee auf die Straßen legen, dachte Niels Bentzon, während er mit zitternden Fingern noch eine Zigarette aus der Packung zu fischen versuchte.

Durch die beschlagenen Scheiben schien die Welt um ihn herum ein undurchdringlicher Schleier aus Wasser, Dunkelheit und den aufblitzenden Lichtern der vorbeifahrenden Autos zu sein. Er lehnte sich zurück, starrte nach draußen ins Nichts. Er hatte Kopfschmerzen und dankte höheren Mächten dafür, dass der Einsatzleiter ihn gebeten hatte, erst einmal im Auto zu warten. Niels hatte so seine Probleme mit dem Dortheavej. Vielleicht weil diese Gegend das Unglück geradezu magisch anzog. Es würde ihn nicht wundern, wenn es in dieser Nacht im übrigen Kopenhagen gar nicht regnete.

Niels versuchte sich daran zu erinnern, wer zuerst hier gewesen war: die islamische Glaubensgemeinschaft oder das Jugendzentrum. Zwei Organisationen, die gewaltbereite Menschen mit offenen Armen aufnahmen. Jeder Polizist wusste das: Ein Notruf, um Verstärkung im Dortheavej im Nordwestquartier anzufordern, konnte nur bedeuten, dass es wieder einmal um

eine Bombendrohung, eine Demonstration, eine Brandstiftung oder eskalierende Gewalt ging.

Niels war bei der Räumung des alten Jugendzentrums dabei gewesen; wie beinahe jeder Polizeibeamte dieses Landes. Eine katastrophale Aktion, die Niels in arge Schwierigkeiten gebracht hatte. Er war in einer Nebenstraße gelandet, wo er zwei junge Männer mit Baseballschlägern hatte beschwichtigen sollen, was ihm erst gelungen war, nachdem er einen Schlag auf den linken Arm und seine unterste Rippe bekommen hatte. In den Augen der Jugendlichen hatte purer Hass geblüht, eine Supernova aus Frust, die Niels ausbaden musste. Als er den ersten endlich zu Boden gerungen und ihm Handschellen angelegt hatte, war er wüst beschimpft worden. Der Dialekt des Jungen ließ keinen Zweifel über seine Herkunft zu: Nordseeland, Rungsted. Einer der Zöglinge des Wohlstandsadels.

Heute Nacht waren ausnahmsweise weder Islamisten noch Jugendliche außer Rand und Band, die die Straße aufmischten, sondern ein Soldat, der nach Hause geschickt worden war und seine letzten Patronen für seine Familie aufgespart hatte.

»Niels!«

Niels überhörte das Klopfen an der Scheibe. Drei viertel seiner Zigarette standen noch aus.

»Niels. Es ist so weit!«

Nach zwei tiefen Zügen stieg er aus. Der Regen prasselte auf ihn herab.

Der Beamte, ein blutjunger Kerl, sah ihn an. »So ein Scheißwetter!«

»Was wissen wir?« Niels schnippte die Zigarette weg und bückte sich unter der Absperrung hindurch.

»Er hat drei oder vier Schüsse abgefeuert und eine Geisel genommen.«

»Wissen wir etwas über die Geisel?«

»Nichts.«

»Kinder?«

»Keine Ahnung, Niels. Leon ist drinnen im Treppenhaus.«
Er streckte seinen Arm aus und zeigte nach vorne.

Dienstag, 15. Dezember 2009

»*Fuck you!*« hatte eine ehrliche Seele über den Klingelschildern in die Wand geritzt. Das Treppenhaus war gleichermaßen der Ruin und das Testament der politischen Beschlüsse all der letzten Jahre: *Rettet Christiania! Fuck Israel! Weg mit den Panzern!*, konnte Niels lesen, bevor die rostige Haustür hinter ihm ins Schloss fiel. Auf den wenigen Metern war er bis auf die Knochen nass geworden.

»Regnet es?«

Niels konnte nicht feststellen, welcher von den drei Beamten auf der Treppe der Witzbold war.

»Im zweiten Stock?«

»Yes, Sir.«

Vermutlich grinnten sie hinter ihm, als er nach oben ging, vorbei an zwei weiteren jungen Polizisten mit schusssicheren Westen und automatischen Waffen in der Hand. Die Welt war nicht besser geworden, seit Niels vor zwanzig Jahren an der Polizeischule angenommen worden war. Im Gegenteil. Das stand deutlich in den Augen der jungen Beamten geschrieben. Ihre Blicke waren kalt, starr und alles andere als wohlwollend.

»Bleibt ruhig, Jungs, wir kommen schon wieder lebendig nach Hause«, flüsterte Niels ihnen zu, als er an ihnen vorbeiging.

»Leon?«, rief einer der Polizisten. »Der Typ, der das Gespräch führen soll, ist auf dem Weg hier rauf.«

Niels wusste genau, wofür Leon stand. Verlangte man von Leon, sich für ein Motto zu entscheiden, würde es lauten: Operation gelungen, Patient tot.

»Mein Freund Damsbo?« Leon beugte sich über das Geländer, bevor Niels um die Ecke bog.

»Ich wusste nicht, dass du Freunde hast, Leon.«

Leon ging zwei Schritte nach unten und sah Niels überrascht an. In den Händen hielt er eine kleine Maschinenpistole, Heckler & Koch.

»Bentzon? Wo zum Henker haben die dich denn ausgegraben?«

Niels sah in Leons Augen: Sie waren tot und grau – ein Abbild des Novemberwetters draußen.

Niels hatte Leon schon lange nicht mehr gesehen. Niels war sechs Monate lang krankgeschrieben gewesen, und Leons Bartstoppeln waren weiß geworden, sein Haaransatz hatte sich zurückgezogen und machte den Falten Platz.

»Ich dachte, die würden Damsbo schicken.«

»Damsbo ist krank und Munkholm im Urlaub«, antwortete Niels und schob die Mündung der Maschinenpistole zur Seite.

»Kriegst du das hin, Bentzon? Es ist lange her, dass du das letzte Mal so was gemacht hast. Nimmst du noch Medikamente?«

Ein herablassendes Lächeln trat auf Leons Lippen, ehe er fortfuhr: »Ich dachte, du würdest dich nur noch um Verkehrsünder kümmern und Knöllchen verteilen?«

Niels schüttelte den Kopf und versuchte nicht zu zeigen, wie sehr er außer Atem war. Er tat, als atmete er tief durch, um besser nachdenken zu können. »Wie schlimm ist es?«, fragte er.

»Peter Jansson, siebenundzwanzig. Er ist bewaffnet. Ein Irak-Veteran. Hat anscheinend auch einen Orden bekommen. Jetzt droht er damit, seine ganze Familie zu erschießen. Ein Kollege vom Militär ist unterwegs. Vielleicht kann der ihn dazu bringen, wenigstens die Kinder freizulassen, bevor er sich umbringt.«

»Vielleicht können wir ihm auch ausreden, sich das Leben zu nehmen!« Niels sah ihn missbilligend an. »Was meinst du, Leon?«

»Bentzon, wann kapiertst du endlich, dass es da draußen Typen gibt, die keinen Pfifferling wert sind. Das kostet doch alles Geld: Gefängnis, Invalidenpension, der ganze Scheiß.«

Niels weigerte sich, auf Leons Zynismus einzugehen, und überhörte den Rest der Breitseite. »Er wird die Steuerzahler ein mittelgroßes Vermögen kosten.«

»Was gibt's sonst, Leon? Was wissen wir über die Wohnung?«

»Zwei Zimmer. Man kommt gleich in den ersten Raum, es gibt keinen Flur. Wir nehmen an, dass er sich in dem Zimmer links befindet. Wir haben Schüsse gehört und wissen, dass sich zwei Kinder und eine Frau in der Wohnung aufhalten. Gehst du rein?«

Niels nickte.

»Er ist aber auch kein totaler Idiot.«

»Wie meinst du das?«

»Er weiß, dass es nur eine Möglichkeit gibt, sicherzustellen, dass der Vermittler weder bewaffnet noch verkabelt ist.«

»Willst du damit sagen, dass ich mich ausziehen soll?«

Tiefes Durchatmen. Leon sah Niels mitleidig an und nickte. »Ich hätte vollstes Verständnis, solltest du keine Lust haben. Wir können die Wohnung auch stürmen.«

»Nein, nein, schon in Ordnung. Ist nicht das erste Mal.« Niels öffnete seinen Gürtel.

Niels Bentzon war im kommenden Sommer seit fünfzehn Jahren bei der Mordkommission, die letzten zehn davon als Vermittler. Er war es, den man schickte, wenn jemand Geiseln genommen hatte oder damit drohte, sich das Leben zu nehmen.

Meistens hatte er dabei mit Männern zu tun. Wenn die Aktienkurse abstürzten und die Wirtschaftsweisen die nächste Krise prophezeiten, kamen die Waffen auf den Tisch. Es überraschte Niels immer wieder, wie viele Waffen in den Wohnungen der Menschen im Umlauf waren. Pistolen aus dem Zweiten Weltkrieg, Jagdgewehre oder sonst irgendwelche Schießseisen ohne Genehmigung.

»Mein Name ist Niels Bentzon, ich bin Polizist. Ich habe meine Kleider abgelegt, wie Sie es gefordert haben. Ich bin unbewaffnet und trage auch keinen Sender.« Er drückte die Tür vorsichtig auf. »Hören Sie mich? Mein Name ist Niels. Ich bin Polizist, und ich bin unbewaffnet. Ich komme jetzt rein. Ich weiß, dass Sie Soldat sind, Peter. Und ich weiß, wie schwer es ist, anderen Menschen das Leben zu nehmen. Ich komme nur, um mit Ihnen zu reden.«

Niels stand reglos im ersten Zimmer der Wohnung und lauschte. Niemand antwortete ihm, er konnte aber den Gestank von Leben riechen, das zu Ende gegangen war. Langsam gewöhnten seine Augen sich an das Dunkel.

In der Ferne bellte ein Köter. Für ein paar Sekunden war er einzig seinem Geruchssinn überlassen: Pulver. Niels stieß mit dem Fuß an eine Patronenhülse. Er nahm sie in die Hand – sie war noch warm – und las die Gravur: 9 mm. Dieses Kaliber kannte Niels gut. Vor drei Jahren hatte er sogar die Ehre gehabt, von einem in Deutschland produzierten Projektil dieses Kalibers in den Oberschenkel getroffen zu werden. Irgendwo in der obersten Schublade von Kathrines Schatulle hatte er das Projektil versteckt, das der Chirurg wieder rausgeholt hatte. Ein 9 mm Parabellum Geschoss. Das häufigste Kaliber der Welt. Der Name Parabellum stammte aus dem Lateinischen. Niels hatte in Google nachgeschaut: *Si vis pacem, para bellum – wenn du Frieden willst, bereite dich zum Krieg*. Das Motto der deutschen Firma: *Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken*, die das deutsche

Heer in beiden Kriegen mit Munition versorgt hatte. Frieden hatte sie keinen gebracht.

Niels legte die Patronenhülse wieder auf den Boden. Er dachte nach. Er musste die unangenehmen Erinnerungen loswerden, bevor er weitermachte. Sonst würde die Angst die Oberhand gewinnen. Die kleinste Vibration seiner Stimme konnte den Geiselnnehmer nervös machen. Kathrine – er dachte an Kathrine. Das durfte er nicht, sonst würde er diese Aufgabe ganz sicher nicht meistern.

»Bist du okay, Bentzon?«, flüsterte Leon irgendwo hinter ihm.

»Leon, mach die Tür zu«, antwortete Niels barsch.

Leon gehorchte. Das Licht der Scheinwerfer vorbeifahrender Autos fiel durch die Fenster, und Niels sah sich einen Moment lang in der Scheibe. Blass, verängstigt, nackt und wehrlos. Er fror.

»Ich stehe in Ihrer Wohnung, Peter. Mein Name ist Niels. Ich warte darauf, dass Sie mit mir sprechen.«

Niels war ruhig. Vollkommen ruhig. Er wusste genau, dass Verhandlungen dieser Art die ganze Nacht dauern konnten. Aber so lange brauchte er in der Regel nicht. Das Wichtigste bei Geiselnahmen war, in der Kürze der Zeit möglichst viel über den Geiselnnehmer in Erfahrung zu bringen. Man musste den *Menschen* hinter der Bedrohung finden. Erst wenn man ihn erkannte und zu ihm vordrang, gab es Hoffnung. Leon war ein Idiot. Er sah nur die Bedrohung. Deshalb endete bei ihm alles mit einem Schusswechsel.

Niels suchte in der Wohnung nach Spuren des *Menschen* Peter. Nach entscheidenden Details. Er betrachtete die Fotografien am Kühlschrank: Peter mit seiner Frau und den beiden Kindern. Unter den Bildern standen mit Magneten geschriebene Namen: Clara und Sofie, Peter und Alexandra. Clara, die Älteste, war bereits ein großes Mädchen. Vielleicht ein Teenager.

Zahnsperre und Pickel. Es lagen Jahre zwischen den beiden Mädchen. Sofie konnte kaum älter als sechs sein. Helle Haut und blonde Haare. Das Ebenbild ihres Vaters. Clara sah weder Vater noch Mutter ähnlich. Vielleicht stammte sie aus einer früheren Ehe. Niels atmete tief ein und ging ein paar Schritte zurück.

»Peter? Sind Clara und Sofie bei Ihnen? Und Alexandra?«

»Verpiss dich«, kam es entschlossen aus der hintersten Ecke der Wohnung. Im gleichen Moment gab Niels' Körper den Kampf gegen die Kälte auf und begann leicht zu zittern. Peter klang nicht verzweifelt, eher entschlossen. Mit Verzweiflung konnte man verhandeln, Entschlossenheit hingegen war häufig ein Problem. Niels atmete tief durch. Trotzdem, noch war die Schlacht nicht verloren. *Finde heraus, was der Geiselnnehmer will.* Das war ein zentraler Punkt für jeden Vermittler. Und wenn er nichts will, hilf ihm, einen Wunsch zu finden – *irgendetwas*. Es ging immer nur darum, den Gedanken wieder eine Perspektive zu geben. Im Augenblick befanden sich Peter und seine Gedankenwelt in den letzten Minuten, das entnahm Niels dem selbstsicheren Klang seiner Stimme.

»Haben Sie etwas gesagt?«, fragte Niels, um Zeit zu gewinnen. Keine Antwort.

Niels sah sich um. Ihm fehlte noch immer das Detail, das die Situation lösen konnte. Sonnenblumentapete. Große Blüten vom Boden bis zur Decke. Etwas störte den Geruch von Feuchtigkeit und Hundepisse. Blut. Kurz darauf entdeckte Niels die Quelle des Geruchs in der Ecke des Zimmers, zusammengekauert, wie man es nicht für möglich halten würde.

Alexandra hatte zwei Kugeln mitten im Herz. Nur im Film maß man in so einem Fall den Puls, in der Wirklichkeit sah man das klaffende Loch im Herz und wusste, dass das Leben erloschen war. Die Frau starrte Niels mit weit aufgerissenen Augen an.

Niels hörte plötzlich ein Kind leise weinen.

»Peter? Ich bin noch hier. Mein Name ist Niels ...«

Eine Stimme unterbrach ihn: »Ihr Name ist Niels, und Sie sind Polizist. Ich habe Sie gehört, und ich habe gesagt, dass Sie sich verpissen sollen.«

Eine tiefe, entschlossene Stimme. Woher kam sie? Aus dem Badezimmer? Warum zum Teufel hatte Leon keinen Grundriss von der Wohnung besorgt?

»Wollen Sie, dass ich gehe?«

»Ja, verdammt.«

»Das kann ich aber nicht, leider. Es ist mein Job, hier bei Ihnen zu bleiben, bis alles überstanden ist. Was auch immer geschieht. Ich weiß, dass Sie das verstehen. Wir beide wissen das, Peter. Wir haben beide einen Job, der von uns verlangt, bis zum bitteren Ende durchzuhalten, so unmöglich das auch scheint.«

Niels lauschte einen Augenblick. Er hockte noch immer neben dem toten Körper von Alexandra. Sie hielt ein zusammengeknülltes Stück Papier in der Hand. Ihre Muskeln waren noch nicht steif geworden, so dass es nicht schwer war, ihr den Brief abzunehmen. Niels stand auf und trat ans Fenster, um das Licht der Straßenlaternen im Dortheavej zu nutzen. Der Brief stammte vom Militär. Eine Entlassung. Viel zu viele Worte, drei Seiten. Niels überflog sie rasch. *Persönliche Probleme ... instabil ... unglückliche Vorfälle ... Angebote für persönliche Hilfsmaßnahmen und eine Umschulung.* Ein paar Sekunden lang fühlte Niels sich wie in einem Zeitfenster gefangen. Als hätte er sich in die letzte Fotografie der Familie geschlichen. Er sah die Situation vor sich: Alexandra findet den Brief. Peter ist entlassen worden. Der Ernährer der Familie. Gefeuert, während er noch damit kämpft, all den Scheiß zu verarbeiten, den er im Dienst für das Vaterland miterleben musste.

Niels wusste, dass sie nie darüber sprachen. Egal ob man im Irak oder in Afghanistan Dienst getan hatte. Sie beantworteten

nicht einmal die einfachsten Fragen: Hast du geschossen? Hast du jemanden getötet? Immer wichen sie aus. War es wirklich so einfach, dass die Schüsse, die die Soldaten abfeuerten und die die Arterien, Venen und Organe ihrer Feinde in Fetzen rissen, einen ebenso großen Schaden in der Seele der Schützen hinterließen?

Peter war entlassen worden. Er war als Mann aufgebrochen und als Wrack heimgekehrt. Alexandra hatte das nicht verkraftet. Sie dachte natürlich gleich an die Kinder, sie war schließlich eine Mutter. Ein Soldat schießt, und eine Mutter denkt an ihre Kinder. Vielleicht war sie laut geworden, hatte ihn angeschrien. Dass er unbrauchbar sei, sie im Stich gelassen habe. Und Peter hatte dann getan, was er gelernt hatte: Sind Konflikte nicht auf friedlichem Weg zu lösen, macht man von der Schusswaffe Gebrauch. Alexandra war zu einer Feindin geworden, die man erschießen musste.

Endlich.

Endlich hatte Niels das Detail, das er brauchte: Er musste Peter als Soldat ansprechen und an seine Ehre appellieren, an seine Männlichkeit.

5.

Murano, Venedig

Früher Winter – die Hauptsaison für Selbstmorde auf dem gesamten europäischen Kontinent. Aber das hier war kein Selbstmord. Das war Rache. Sonst hätte er sich nicht mit einem Stahldraht erhängt. Schließlich war es weiß Gott kein Problem, hier auf dieser mit Bootsbauern mehr als gesegneten Insel ein Seil zu finden.

Flavio war draußen, er musste sich übergeben und war zum Kanal gegangen; die Witwe des verstorbenen Glasbläfers war schon lange verschwunden. Sie hatte bei irgendeinem Nachbarn Trost gesucht. Tommaso hörte sie hin und wieder schreien. Einige Inselbewohner hatten sich draußen vor dem Haus versammelt. Ein Betriebsrat der Glasbläserei, ein Mönch aus dem Kloster San Lazzaro, ein Nachbar und ein Kaufmann, wobei Tommaso sich fragte, was dieser Kaufmann hier wollte. Hoffte er darauf, noch eine unbezahlte Rechnung einzutreiben, ehe es zu spät war? Es war unglaublich, was die Finanzkrise mit Männern und ihrem Selbstverständnis anstellte. Als Inselbewohner war man überdies noch stärker gefährdet: Dafür sorgten schon die Isolation und die starre Gesellschaftsordnung. Es war kein Wunder, dass Venedig ganz unbemerkt an die Spitze der italienischen Selbstmordstatistik geklettert war.

Das Haus: feucht, mit niedrigen Decken und wenig Licht. Tommaso sah aus dem Fenster und erblickte das Gesicht einer Frau. Sie aß ein Sandwich. Schuldbewusst erwiderte sie seinen

Blick, lächelte und zuckte mit den Schultern. Es war doch nicht verboten, Hunger zu haben, auch wenn der Glasbläser sich das Leben genommen hatte. Tommaso hörte die Menschen draußen reden. Besonders der Betriebsrat war immer wieder herauszuhören. Er redete über all das billige Glas, das aus Asien importiert und an die Touristen verhökert wurde. Schlechte Kopien, die der lokalen Bevölkerung, die über die Jahrhunderte Glas hergestellt und es zu einer Kunstform hatten werden lassen, die Arbeitsplätze raubten. Es war ein Skandal!

Tommaso warf wieder einen Blick auf sein Handydisplay. Wo zum Teufel blieben die Bilder?

Der Glasbläser pendelte leicht hin und her. Tommaso fragte sich, wie lange der Stahldraht ihn noch halten mochte. Wenn der Nackenwirbel gebrochen war, würde der Draht sich bald durch den Hals fressen und den Kopf vom Körper trennen.

»Flavio!«, rief Tommaso.

Flavio tauchte in der Tür auf.

»Du schreibst den Bericht.«

»Ich kann nicht.«

»Ach, hör auf. Du schreibst, was ich sage. Du kannst dich ja mit dem Rücken zu uns setzen.«

Flavio griff einen Stuhl, wendete ihn ab und setzte sich mit dem Gesicht zur feuchten Wand. Im Raum roch es nach Ruß. Als hätte jemand den Kamin mit einem Eimer Wasser gelöscht.

»Bereit?«

Flavio hatte seinen Notizblock gezückt und fixierte die Wand.

Tommaso begann mit dem offiziellen Teil: »Ankunft vor Ort: etwa zwei Uhr nachts. Wir wurden durch einen Notruf der Frau des Glasbläfers, Antonella Bucati, hergerufen. Schreibst du?«

»Ja.«

Die Sirenen. Endlich konnte er sie hören. Tommaso atmete

erleichtert auf. Das Ambulanzboot schaltete die Sirene aus, als es von der Lagune in den maroden Kanal einbog. Kurz darauf verkündeten das Brummen des Motors und der monotone Versuch der Wellen, das halb verfallene Bollwerk an den Ufern des Kanals zu zerschlagen, die Ankunft des Rettungsdienstes. Das Blaulicht erhellte rhythmisch das Zimmer und erinnerte Tommaso daran, wie dunkel der Winter in Venedig war. Als stähle die Feuchtigkeit das verbliebene Licht aus den wenigen Häusern, in denen noch Menschen wohnten. Die übrige Stadt lag im Dunkeln. Der größte Teil Venedigs gehörte irgendwelchen Amerikanern oder Saudis, die bestenfalls zwei Wochen pro Jahr zu Besuch waren.

Als sein Telefon zu piepen begann, bemerkte Tommaso es: An den Hacken der schwarzen Schuhe des Erhängten war etwas Weißes, das sich problemlos löste, wenn Tommaso daran kratzte.

»Können wir ihn abnehmen?«, fragte Lorenzo, der Einsatzleiter der Rettungssanitäter. Tommaso war gemeinsam mit ihm in die Schule gegangen. Hin und wieder hatten sie sich auch geprügelt, doch dabei hatte immer Lorenzo gewonnen.

»Noch nicht.«

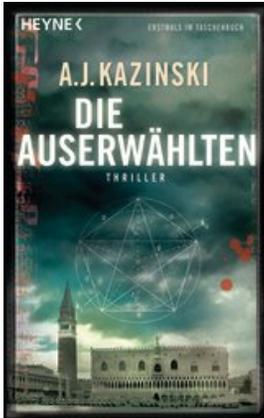
»Du willst mir doch wohl nicht weismachen, dass es sich um Mord handelt?« Lorenzo machte schon Anstalten, den Glasbläser abzuschneiden.

»Flavio!«, rief Tommaso. »Wenn er die Leiche auch nur anrührt, legst du ihm Handschellen an.«

Lorenzo stampfte wütend mit dem Fuß auf.

»Taschenlampe?« Tommaso streckte die Hand aus.

Flavio hielt sich die Hand vor den Mund und senkte seinen Blick, als er Tommaso die Lampe reichte. Auf dem Boden waren keinerlei Spuren. Und doch. Genau dort, wo der Glasbläser an dem Balken hing, war der Küchenboden gefegt worden. Im Gegensatz zum Wohnzimmer, wo der Boden über und über



A. J. Kazinski

Die Auserwählten

Thriller

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40907-1

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2012

Und wende dein Auge nicht von den Gerechten

Ein Mönch in China, eine Ärztin in Kanada, ein Bürgerrechtler in Russland – rund um den Erdball werden Menschen ermordet. Menschen, zwischen denen ein geheimnisvoller Zusammenhang besteht: Die Opfer tragen ein blutiges Mal auf dem Rücken. In Kopenhagen laufen die Fälle zusammen, und Kommissar Niels Bentzon übernimmt die Ermittlungen. Unterstützung bekommt er von Hannah Lund, einer genialen Physikerin, die, begeistert von mathematischen Theorien, das Rätsel schließlich löst. Doch damit bringt sie sich und Bentzon in tödliche Gefahr.